

KAPITEL 1

Bamberg, Juni 1887

Amalie wusste, dass man ihrer Kundschaft nur die allerbeste Ware verkaufen konnte, um den guten Ruf der Firma zu wahren. Gerade in schwierigen Zeiten war das unabdingbar. Die Wurzelschneider scherten sich ja nicht darum, die Ernte sorgsam auszusortieren. Früher, als sie es sich noch hatten leisten können, ganzjährig eigene Arbeiter zu beschäftigen, war es nicht notwendig gewesen, die Ware vor der Auslieferung persönlich in Augenschein zu nehmen. Drei randvoll mit den schwarzen Pfahlwurzeln gefüllte Kisten standen neben dem Fabrikator. In einer Stunde würde sie Franz, ein Kurier, der regelmäßig für sie die Tabakfabriken, Brauereien und Gewürzhändler belieferte, abholen.

Amalie griff tief in eine der Kisten hinein und zog eine etwa fingerdicke Wurzel der kürzlich eingebrachten Frühjahrsernte heraus. Sie fühlte sich verkorkt an. Ihre Rinde ließ sich kaum noch abschälen. Auf den ersten Blick ein sicheres Anzeichen dafür, dass das Süßholz hochwertig war. Dann brach sie es am Wurzelende entzwei. Die Bruchstelle wies nur wenige dunkelgelbe Stellen auf. Das Innenleben war überwiegend schwarz wie Amalies Haar – Vaters treffender, wenngleich augenzwinkernder Vergleich, um festzustellen, ob es sich um beste Qualität handelte. Seiner Ansicht nach gab es aber schlussendlich nur eine Möglichkeit, um sich vom Süßegehalt zu überzeugen. Obwohl Amalie ihre traditionellen Imhoff-Lakritztaler seit Kindesbeinen an mochte und sogar Schokolade oder anderen Süßigkeiten vorzog, scheute sie sich vor dem Biss in das Holz, um dann die Süße mit dem Speichel zu lösen und sie herauszusaugen. Die Rinde mit den Zähnen abzuschaben, verursachte ihr Unbehagen, doch dafür wurde der Gaumen belohnt. Die Süße übertraf bei Weitem die von Zucker, was wiederum auf reichhaltige Inhaltsstoffe schließen ließ. Für die Apotheken war Letzteres naturgemäß am wichtigsten, weil sie kein

Naschwerk aus Lakritz daraus fertigten, sondern der Kundschaft aus dem Rohlakritz gefertigte Pastillen insbesondere bei Magenverstimmung und Erkrankungen der Atemwege verabreichten. Eine zweite Lieferung für eine Apotheke lag ebenfalls zur Abholung bereit. Amalie überzeugte sich davon, dass die Lakritzblöcke fein säuberlich in Lorbeerblätter eingewickelt waren, um sie während des Transports vor Feuchtigkeit zu schützen.

War die Wurzel einmal von der Rinde befreit, konnte man gar nicht genug vom Saft der Glycyrrhiza bekommen. Amalie saugte erneut daran, um sich zu stärken. Die zähe Flüssigkeit vertrieb sogar das Hungergefühl eines knurrenden Magens, der noch auf das Frühstück wartete. Lebenssaft nannte Vater ihn. Immerhin hielt er ihre Firma seit Generationen am Leben. So gesehen hatte er recht. Die Vorräte an getrocknetem Süßholz im Lagerraum, der fast ein Drittel ihrer Manufaktur in Anspruch nahm, gingen allerdings wegen der dem Frost geschuldeten mageren letzten Ernte im Frühjahr langsam zur Neige. Die Felder mussten nun ruhen, die Sträucher neue Blätter austreiben, die abgeschnittenen Stalonen wieder nachwachsen. Vom Spätherbst bis zum Frühjahr, wenn die Wurzeln nach und nach aufs Neue schnittreif wurden, zöge hier wieder Leben ein. Dann würden die Wurzelschneider die Fabrik bis zur Decke mit dem schwarzen Gold füllen.

Um die momentan eher düsteren Aussichten gedanklich zu vertreiben, stellte Amalie sich vor, wie die Arbeiter die Wurzeln an den Trögen vor dem Haus wuschen, sie zum Trocknen in die Sonne legten, schnitten und die Mühlsteine sie zerkleinerten. Ein Teil der Wurzeln, der für die Weiterverarbeitung gedacht war, wurde dann in ihren holzbefeuerten Öfen ausgekocht, damit der wertvolle Sud zu Lakritz verdickte und in Formen gegossen werden konnte. Jetzt herrschte hier Totenstille. Sah man von wenigen Hilfsarbeitern, meist Tagelöhner, die ihre Ware zum Bahnhof brachten, ab, war die Zeit nach der Ernte eher besinnlich.

Amalie vernahm Schritte auf dem Kiesweg, der vom Haus zur Manufaktur führte. Sie warf das abgekaute Stück der Süßholzwurzel in einen Bottich neben der Tür und trat hinaus.

Elise kam wie ein blonder Rauschgoldengel daher. Sie brachte es doch glatt fertig, im Morgenrock das Haus zu verlassen. Das geziemte sich nicht für eine junge Dame.

»Guten Morgen, Amalie. Kann Franz mich heute zum Seminar fahren? Mutter meinte, er müsse sowieso in die Stadt, zur Apotheke«, rief sie ihr vom Vorgarten aus zu. Es überraschte Amalie nicht, dass sie dank ihrer Schwester wieder einmal alle Pläne über den Haufen werfen durfte. Und das würde in Zukunft vermutlich öfters passieren, denn von nun an war Elise ja jeden Tag hier. Mit der Besinnlichkeit war es dann wohl vorbei.

»Er nimmt dich sicher mit.«

Elise wirkte erleichtert.

Wenigstens ein Gutes hatte es. Sie würden sich fortan die täglichen und nicht gerade kostengünstigen Kutschfahrten zum und vom Stephansberg zurück nach Hause sparen.

»Kann ich mir deine goldene Haarnadel ausleihen?«, wollte Elise dann noch wissen.

»Ist in der zweiten Schublade im Spind«, rief sie ihrer Schwester zu.

Gold? Nun ja, das würde wohl dem Anlass Rechnung tragen. Ob es an Elise, die sich nichts aus feiner Robe machte, auch glänzte, stand auf einem anderen Blatt.

»Danke, Schwesterherz«, antwortete Elise fröhlich, machte auf dem Absatz kehrt und huschte zurück ins Haus.

Amalie inhalierte die kühle Morgenluft und seufzte. Ja, Besinnlichkeit und Ruhe, zumindest tagsüber, das war einmal.

Normalerweise war der letzte Schultag vor den Ferien doch etwas Schönes, dem jeder entgegenfieberte, Lehrer wie Schüler. Während Elise sich ein schattiges Plätzchen im schuleigenen Park oben auf dem Stephansberg suchte, erinnerte sie sich daran, dass es ihr als junges Mädchen im Gegensatz zu ihrer momentanen Verfassung nicht anders ergangen war. Auch noch während der vier darauffolgenden Jahre am königlichen Lehrerbildungsseminar, von dem sie sich heute schweren Herzens für immer verabschieden

musste. Es war zweifelsohne ein Privileg gewesen, nicht in irgendeiner Dorfschule in die Lehre gehen zu müssen, um fortan unterrichten zu dürfen. In den Genuss einer derart guten Ausbildung, die einem Studium gleichkam, kam nur, wer in einer fortschrittlichen Stadt wie Bamberg lebte, die bereits seit über zehn Jahren so ein Seminar anbot. Hinzu kam ein weiteres Privileg, denn Elise hatte sich dank eines finanziell gut aufgestellten Elternhauses diese Ausbildung ohne Inanspruchnahme eines zusätzlichen Stipendiums leisten können. Letzteres war nämlich nichts weiter als eine Fessel, weil es die Verpflichtung mit sich brachte, irgendwohin versetzt zu werden und schlimmstenfalls in der Einöde eines Hundertseelendorfes das Lehrerinnengelübde ablegen zu müssen. Lebenslang den Titel »Fräulein« zu tragen und somit im berufsbildbedingten Zölibat zu leben, kam für Elise, aber auch für einige andere der Anwärterinnen ihres Jahrgangs jedoch nicht infrage.

Elise schaute hinüber zum Pulk der frischgebackenen Lehrerinnen, die sich an den Treppen des Schulgebäudes versammelt hatten und artig die Hände ihrer Ausbilder und des Direktors schüttelten. Die Menschentraube vor dem prächtigen zweistöckigen weißen Gebäude wirkte wie ein königlicher Empfang. Die Herren trugen Frack, die jungen Damen waren dem Anlass entsprechend in festlichen Kleidern, mit gefiederten Hüten, in elegantem Schuhwerk und fein frisiert erschienen – ein Abbild ihrer selbst, sah man davon ab, dass sie als Einzige ihre Locken nicht einmal mit Amalies Haarnadel zu bändigen imstande gewesen war und sie sich aus Hüten mit Federn nichts machte.

Hedwig ließ die Hand des Direktors ja gar nicht mehr los. Wenn der wüsste! Sie würde nämlich sicher heiraten und ihre gerade erworbene berufliche Selbstständigkeit gegen ein trautes Heim eintauschen, überlegte Elise kopfschüttelnd, während sie sich unter der schattigen Esche niederließ und sich gegen ihren Stamm lehnte. Was würde ihre Freundin wohl mit ihrer Bildung anfangen? Sie in ein paar Jahren an ihre Kinder weiterreichen? Angeblich sei ihr künftiger Mann ein hochrangiger preußischer Offizier, der eine gebildete Frau an seiner Seite schätzte. Da wäre er der Erste. Ein Schmuckstück würde sie an seiner

Seite sein, weiter nichts. Elise verwarf diesen ketzerischen Gedanken sogleich wieder, obwohl er vom Hörensagen ja der Regel zu entsprechen schien. Gut möglich, dass Hedwig genau wie Amalie ein trautes Heim wichtiger war als die Vorzüge eines selbstbestimmten Lebens, stellte Elise resigniert fest. Hedwig und ihre Schwester sahen sich ja sogar ähnlich. Beide hatten feine Gesichtszüge, seidiges Haar, meist nach oben gesteckt und waren eher eine fragile Erscheinung, die jedoch über ihre Willenskraft und eiserne Disziplin hinwegtäuschte. Amalies Hochzeit war in ein paar Tagen. Wenigstens konnte sie sich im Gegensatz zu Hedwigs künftigem Schicksal bei ihrer Schwester sicher sein, dass sie ihrem künftigen Gatten auf Augenhöhe begegnete. Schließlich heiratete Hermann sich in einen renommierten Bamberger Traditionsbetrieb ein, in dem Amalie viele Fäden in der Hand hielt. Aus dem Angestellten wurde der Ehemann, was von vornherein die Rollen naturgemäß etwas gerechter als üblich verteilte.

Ob Wilhelmine, Berta und Christel wohl auch ein schlechtes Gewissen hatten? Die Abschiedsrede des Direktors und wie er sie voll Inbrunst auf die Ehre und Verantwortung eingestimmt hatte, künftig an einer höheren Mädchenschule unterrichten zu dürfen, verursachte Elise immer noch leichtes Unbehagen. Sie wusste, dass sie genau wie ihre Freundinnen guten Grund dafür hatte, denn weder sie selbst noch Berta, Wilhelmine und Christel hatten vor, irgendwelche Gelübde abzulegen, weder an der Schule noch am Traualtar. Letzteres jedenfalls nicht so schnell, ohne vorher vom Leben außerhalb eines trauten Heims, an Wiege und Herd gekettet, gekostet zu haben, räumte Elise sich notgedrungen ein. Denn frei war ihr Herz seit geraumer Zeit auch nicht mehr. Es schlug für Ferdinand, der im Gegensatz zu den meisten heiratswilligen Männern im Dunstkreis des gut situierten Bamberger Bürgertums keine Frau brauchte, um seinem Ego zu schmeicheln oder für einen Erben zu sorgen. Vielleicht lag das aber auch daran, dass man es von einem einfachen Feldarbeiter gar nicht erwartete und er selbst eine Ausbildung genossen hatte, die es ihm ermöglichte, die Fesseln seines Standes eines Tages abzustreifen. Wissen sei

Macht, sagte man nicht zu Unrecht. Macht über sein eigenes Schicksal gehörte Elises Ansicht nach definitiv dazu.

»Es ist doch nicht unsere Schuld, wenn eine junge Frau sich heutzutage gute Bildung nur auf diesem Weg erwerben kann.« Wie recht Wilhelmine damit hatte! Und wie sonst sollte man sich Fremdsprachenkenntnisse in Englisch und Französisch aneignen? Zum schlechten Gewissen, das sich mit diesen Gedanken nicht so recht niederringen ließ, gesellte sich die ernüchternde Gewissheit, dass es mit ihrer Freiheit nun trotzdem vorbei war. Diesbezüglich hatte sie Oberstudienrat Schneiders Frage noch im Ohr. Es lag wohl in der Natur eines Lehrers, wissen zu wollen, was aus seinen Schützlingen wurde.

»Wohin wird es Sie verschlagen, wertee Fräulein Imhoff? Mit Ihren Leistungen und allerbesten Referenzen werden Sie uns Bambergern doch hoffentlich erhalten bleiben.« Mit Letzterem hatte er leider recht, aber anders, als er sich das für sie erhoffte. Dass sie vorerst im Betrieb ihrer Eltern aushelfen müsse, weil die Gesundheit ihres Vaters es erfordere, hatte sie ihm zu verstehen gegeben – ohne rot zu werden, weil Vater tatsächlich etwas kürzertreten musste und sein Herz altersbedingt nicht mehr das stärkste war. Dass sie im *Aushelfen* lediglich das geringere Übel sah und sich im Familienbetrieb etwas mehr Freiheiten als im Schulbetrieb erhoffte, ging Schneider ja nichts an.

»Elise. Kommst du jetzt? Du hast dich lange genug ausgeruht«, rief Wilhelmine ihr vom Eingang aus zu.

Elise nickte, in der Hoffnung, dass der quirlige Rotschopf es aus der Distanz sah. Wilhelmine hatte ihr als Einzige einen wissenden Blick zugeworfen, als sie sich mit der Ausrede, dass es ihr in der prallen Sonne zu heiß geworden war, in den Park verzogen hatte. Jedem die Lüge aufzutischen, wie dringend sie im elterlichen Betrieb gebraucht wurde, überstieg Elises Kräfte. Nachdem nun auch noch Christel nach ihr rief und Berta sie herbeiwinkte, blieb Elise gar nichts anderes übrig, als sich zu erheben, um mit den anderen den letzten Akt ihres Lebens in Freiheit zu zelebrieren.

Natürlich ließ sich Bamberg nicht mit Metropolen wie Berlin vergleichen. Eine Stadt mit etwas über dreißigtausend Einwohnern war gemessen an der Hauptstadt des Kaiserreichs eher unbedeutend. Nicht aber für die Menschen, die hier lebten. Die Bamberger hielten ihre Stadt für das fränkische Rom, und das nicht nur, weil ihre Heimat auch auf sieben Hügeln errichtet worden war. Elise hielt auf Bamberg ebenfalls große Stücke, denn es tat sich viel. Die Geschäfte der Kaufleute, die auch mit dem Ausland regen Handel betrieben, liefen gut und füllten die Stadtkassen. Überall wurde gebaut. Bald würde die Markusbrücke über die Regnitz eingeweiht. Ein Gerüst aus Stahl und Stein, um die beiden Stadtteile vom Leinritt zur Fischerei miteinander zu verbinden. Bis es so weit war, musste Elise im Pulk mit ihren Kameradinnen allerdings noch wie üblich auf die Fähre warten, die sie ans andere Ufer mit all den Geschäften, Schenken und Gasthäusern bringen würde.

Elise ließ ihren Blick über die Häuserfront gegenüber schweifen. Dort bummelten die Einwohner am Regnitzufer entlang oder tätigten Einkäufe. Wieso Vater hier im Zentrum nicht schon längst einen Süßwarenladen eröffnet hatte, erschloss sich Elise nicht. Dabei konnte man aus Lakritz doch so vieles machen, weit mehr als nur Lakritztaler, die sich sowieso nicht mehr so gut verkauften wie noch vor Jahren. Elise seufzte. Dass sie sich nicht an den erheiternden Gesprächen über gemeinsam erlebte Missgeschicke der Lehrkräfte und kleine unterhaltsame Episoden aus ihrer Ausbildungszeit beteiligte und inzwischen gedankenverloren auf den Flusslauf starrte, war Wilhelmine offensichtlich nicht entgangen.

»Ich werd die Zeit auch vermissen«, sagte Wilhelmine, nachdem sie an sie herangetreten war.

Elise nickte und ließ dies zunächst unkommentiert, denn ihr war gerade nicht danach, über den Hauptgrund zu reden, warum sie dem Lehrerbildungsseminar nachtrauerte. Dies würde nämlich erfordern, Vaters Sturheit anzusprechen und wie eingefahren er war – zum Schaden seiner eigenen Firma.

»Ich fürchte, wir werden uns aus den Augen verlieren«, sagte Elise stattdessen, denn dies war nicht minder gewichtig.

»Wir können uns schreiben«, schlug Wilhelmine vor. Welch schwacher Trost.

»Du hast ja wenigstens allen Grund, dich auf etwas zu freuen. Berlin! Der Nabel der Welt. Theater, Cabaret, Kunst, Musik und Tanz.«

Nun war Wilhelmine es, die seufzte, aber es war eher ein Seufzer der Glückseligkeit. Ihr war anzusehen, dass sie ihrer Zeit in dieser aufregenden Stadt entgegenfieberte. Das war nur allzu verständlich. Dank des dortigen Küchenchefs, ihrem Onkel, hatte sie eine Stelle im Kaiserhof sicher – die erste Hoteladresse in Berlin gleich in der Nähe des Reichstags. Wie sie von Wilhelmine wusste, verfügte das Hotel sogar über eine Dampfheizung, pneumatische Aufzüge und jedes Zimmer war mit Elektrizität ausgestattet. Internationales Publikum und hohe Staatsgäste gingen dort ein und aus.

»Ich fürchte, dass ich für all diese Vergnügungen anfangs gar keine Zeit haben werde. Ich fange ja ganz klein an. An der Rezeption. Und ich muss mich in alles erst noch einarbeiten«, erklärte Wilhelmine.

»Bei deinem Fleiß und Charme wirst du sicher bald befördert«, konstatierte Elise. Allein schon die Fremdsprachenkenntnisse waren in so einem Hotel Gold wert.

»Du kannst mich ja besuchen.« Wilhelmines Versuch, sie aufzuheitern, misslang. Elise nickte halbherzig, denn ihr Vater würde sie wohl kaum allein nach Berlin reisen lassen, ins verhasste Preußen.

»Berta will schon nächsten Monat kommen«, sagte Wilhelmine, was Elise ebenso wenig aufheiterte, denn auch Berta war um ihr künftiges Leben zu beneiden. Sie würde sicher von London aus anreisen, ein ebenso aufregendes und inspirierendes Pflaster, das Berlin sicher bald in nichts nachstand.

»Und sie will wahrhaftig Schriftstellerin werden?«, wollte Elise sich vergewissern.

»Sie hat Talent. Ihre Schulaufsätze waren immer doppelt so lang als unsere und sie bekam jedes Mal eine schlechtere Note, weil die Fantasie mit ihr durchgegangen war«, erinnerte Wilhelmine sich.

»Und wovon wird sie leben?«

»Ihr Vater exportiert Porzellan. Die Briten lieben seine Porzellangemälde, vor allem auf Teegeschirr. Ihr Englisch ist sehr gut und sie wird für ihn die Auslandsvertretung leiten.«

Elise bedauerte in diesem Moment, dass es für den Export von Lakritz keine Assistenz im Ausland brauchte. Bei sinkender Nachfrage sowieso nicht.

»Und Christel? Hat sie auch schon einen Besuch angekündigt?«, fragte Elise reißerisch, denn sie wusste, dass es Christel ebenfalls ins Ausland verschlagen würde, oder vielmehr gleich auf einen anderen Kontinent. Ihr Vater hatte im Mittleren Westen Land erworben und erhoffte sich mit Rinderzucht das große Glück. Er hatte von Anfang an gewusst, dass aus seiner Tochter keine Lehrerin werden würde. Ihren Eltern hingegen hatte Elise das erst nach und nach und schonend beibringen müssen, unter Vorgabe aller möglichen nur erfindlichen Gründe, die allesamt mit dem Familienbetrieb zusammenhingen. Wie wertvoll ihre Sprachkenntnisse doch für den Export ihrer Waren seien, bei Verhandlungen oder der Abwicklung von Korrespondenz mit dem Ausland, die auf Englisch und Französisch erfolgte. Ihr Vater würde sich das Geld für Übersetzer sparen. Das war für ihn wohl das schlagkräftigste Argument zugunsten der hohen Bildung seiner Tochter gewesen. Dass man sich ihrer schmücken konnte, kam sicher noch mit hinzu. Dabei hätte es schon gereicht, anzudeuten, eines Tages eine Familie gründen zu wollen. Das Lakritzimperium brauchte schließlich einen Erben. Dafür war in Elises Augen aber ihre Schwester zuständig. Verlobt war sie ja bereits.

Ihre Freundinnen schienen das Glück gepachtet zu haben, doch war man nicht des Glückes eigener Schmied? Zumindest das hatte sie aus der Abschiedsrede des Direktors

mitgenommen. Allerdings musste das zu schmiedende Eisen erst einmal erhitzt werden, wohingegen das der anderen bereits glühte und nur darauf wartete, geformt zu werden. Etwas Eigenes auf die Beine stellen. Das war es, was sie wollte, und nicht nur irgendwelchen Verpflichtungen nachgehen. Eine lag jedoch noch vor ihr. Die Fähre legte mit Getöse am Bootssteg an, um sie mitten ins Herz der Stadt zu bringen, sprich auf die Insel zwischen den beiden Regnitzarmen überzusetzen. Die Schenke, in deren Garten sie ihren Abschied feiern würden, lag ganz in der Nähe. Elise machte sich in dem Moment klar, dass es eigentlich gar nichts zu feiern gab.

Amalie glaubte, sich bereits an den strengen Geruch von Jauche und Stallmist, der selbst Wochen nach Düngung der Felder noch wie eine Dunstglocke über ihnen hing, gewöhnt zu haben. Heute war es jedoch besonders schlimm. Zum einen war das der Wärme geschuldet, die dem Boden die restliche Feuchtigkeit entriess. Sie schlug sich nachts nieder und verstärkte somit die natürliche Ausdünstung des Feldes. Zum anderen dem Todfeind eines Süßholzbauern. Der Pilz hieß, wie Vater ihr erklärt hatte, *Rhizoctonia violacea*, im Volksmund aber nur Wurzeltöter. Und genau das tat er mit der unausweichlichen Folge, dass der Schmetterlingsblütler, der einmal im Jahr sogar wunderschöne bläulich bis hellviolett leuchtende Blüten hervorbrachte, seinem Namen keine Ehre mehr machen konnte. Vater blickte ebenfalls besorgt auf das vor ihnen liegende Blätterwerk. Er bückte sich, zog einen der etwa eineinhalb Meter hohen rauen Stängel heraus und hielt ihn ihr und Hermann, ihrem Verlobten und Vaters rechter Hand, hin. Normalerweise waren die großen gefiederten Blätter mit Stacheln an den Spitzen kräftig. Was Vater nun in Händen hielt, war fleckig, an den Blattkanten gerollt und teilweise verdorrt.

»Ausgerechnet hier. Hätte der Wind diese Pest nicht auf das kleine Feld tragen können?«, stieß Vater wütend aus und zermalmte die Blätter samt dem Stängel in seiner Hand, die er zur Faust ballte.

»Vater. Immerhin haben wir noch das kleine Feld. Die Ernte wird für unsere Lakritztaler und die Apotheken reichen«, versuchte sie ihn zu beruhigen. Es half nichts. Amalie machte sich Sorgen um ihn, denn sie hatte mittlerweile den Eindruck, dass jede schlechte Nachricht ihn schlagartig um Jahre altern ließ. Sein Gesicht wirkte trotz seiner stattlichen Fülle eingefallen. Die Haare gingen ihm aus. Nur sein gewirbelter Oberlippenbart schien all das Ungemach der letzten Jahre schadlos zu überstehen. An dessen spitzem Ende zwirbelte er nun mit der noch sauberen Hand und ließ dabei nachdenklich seinen Blick über das gut zweihundert Meter lange Feld schweifen. Der Wurzeltöter hatte es für mindestens drei Jahre unbrauchbar gemacht.

»Amalie hat recht. Wir haben schon Schlimmeres überstanden«, brachte sich nun auch Hermann mit ein. Es wirkte auf Amalie wie eine Floskel, denn seine ohnehin schon für einen Blondschof typisch fahle Gesichtsfarbe hatte er nun gänzlich verloren. Er stand stocksteif da, stramm wie ein preußischer Offizier im Angesicht des Feindes, der dabei war, ihnen ihre Existenz zu rauben.

»Der Frost hat die Pflanze geschwächt. Das Feld ist hier dem Wind ungeschützt ausgesetzt«, überlegte Vater laut. Er lag damit sicher richtig, denn das kleinere befand sich im Schutz von Buschwerk. Dort war es ihrem Empfinden nach auch nie so kalt.

»Lakritztaler und die Apotheken«, fuhr er kopfschüttelnd und gefolgt von einem abfälligen Laut fort, bevor er unvermittelt weiterging. Den Blick auf das befallene Feld gerichtet.

»Aber wir machen mit Letzterem immerhin noch gut ein Drittel unseres Umsatzes«, wandte Amalie ein. Sie wusste das sicher, weil sie sich um die Bücher kümmerte.

Hermann sah sie eher skeptisch an. Er folgte Vater wie immer auf Schritt und Tritt. Amalie blieb nichts anderes übrig, als sich den beiden anzuschließen.

»Fragt sich nur, wie lange noch. Ist doch eh ein Wunder, dass es unseren Betrieb noch gibt. Diese verfluchte Panscherei. Hat uns alle in Verruf gebracht«, sagte Vater sichtlich

agitiert. Er spielte darauf an, dass andere Bauern die aus dem Süßholz gewonnene süße Schlacke mit Ochsenblut streckten. Sogar Rohrzuckermelasse wurde auf diese Weise als Lakritz verkauft. Leute fingen daher an, zu glauben, dass Lakritz aus dem Blut eines Ochsen gewonnen wurde. Dazu kam noch das Gerücht, wie Amalie sich in diesem Zusammenhang erinnerte, dass Lakritz dazu genutzt wurde, um den Geruch von verdorbenem Fleisch zu kaschieren.

»Joseph. Das ist doch schon Jahre her. Die Italiener bereiten mir viel größere Sorgen«, wandte Hermann ein.

»Seit dem Wegfall der Einfuhrzölle vor fünf Jahren machen sie die Preise kaputt. Ist ja auch kein Wunder. Müssen nichts investieren. Dort wächst das Zeug ja angeblich wie Unkraut und wir mühen uns ab. Aber mit der Qualität von Bamberger Süßholz ... Nein, damit können sie es wahrlich nicht aufnehmen.« Vaters Worte klangen wie eine Kampfansage, doch Amalie wusste, dass er sich irrte, denn aus Gesprächen mit ihren Abnehmern hatte sie herausgehört, dass Süßholz aus dem italienischen Süden aufgrund idealer klimatischer Bedingungen sogar noch succushaltiger war als ihres. Mehr Wurzelsaft und noch mehr Süße. Düngen und aufwendig bewirtschaften mussten die Italiener die Felder nicht. Da hatte Vater recht. Das machte den Anbau natürlich kostengünstiger und trieb alle Bauern in nördlicheren Gefilden an die Grenze des Machbaren.

»Mährisches Süßholz gewinnt seit Jahren Preise. Zuletzt vor drei Jahren auf der Weltausstellung in London und ein paar Jahre zuvor in Paris und Melbourne. Das italienische hat noch nie etwas gewonnen.« Es wunderte Amalie nicht, dass Hermann ihrem Vater nach dem Mund redete, auch wenn er es sicher besser wusste und seine Aussage, wenngleich gut gemeint, um die Qualität des Süßholzes aus nördlichen Anbaugebieten zu untermauern, ihr eher Sorge bereitete. Vater offenbar auch, denn Bamberger Süßholz stand mittlerweile tatsächlich nicht mehr hoch im Kurs.

»Selbst die Österreicher machen uns schon Konkurrenz«, erwiderte er. Hermann hätte den Erfolg des mährischen Süßholzes besser nicht erwähnen sollen.

»Vater. Ich fürchte, du übertreibst«, gab Amalie ihm zu verstehen, sonst zerfloss er noch in Selbstmitleid und die Gram fraß ihn auf.

»Die Österreicher und Italiener bereiten mir weniger Kopfzerbrechen als der Weber. Der baut jetzt noch mehr Zuckerrüben an«, sagte Hermann.

Amalie warf ihm daraufhin einen mahnenden Blick zu. Auch das hätte er sich besser erspart.

»Wie gut, dass in unseren Breitengraden der Anbau von Zuckerrohr unmöglich ist. Der Weber hätte schon längst eine Plantage«, echauffierte sich Vater.

»Die Leute werden mit der Zeit schon merken, dass Süße aus der Glycyrrhiza viel gesünder ist«, sagte Hermann, der wieder in seine gewohnte Rolle als Vaters Seelentröster hineingefunden hatte.

Vater nickte daraufhin recht zuversichtlich.

»Wir werden die nächsten Jahre schon überstehen. Die Kunden sind uns treu«, setzte Amalie aufmunternd nach.

Es wirkte, denn Vater nickte erneut. Er blieb unvermittelt stehen und blickte sich um. In seinen Augen war wieder etwas Leben.

»Bamberger Süßholz wird niemals aussterben«, schwor er. Sein Wort in Gottes Ohr.

Elise hatte nicht damit gerechnet, dass ihr der Abschied vom Lehrerbildungsseminar dermaßen schwerfallen würde. Studieren und sich mit Gleichgesinnten über Gott und die Welt auszutauschen, war noch eines jener wertvollen Dinge, auf die sie künftig verzichten musste. Vor allem mit Wilhelmine.

»Und schreib mir. Versprich mir das«, hatte sie ihr nach einer innigen Umarmung noch vor Ankunft der Fähre am anderen Flussufer mit auf den Weg gegeben. Sie beide waren

früher von der Abschiedsfeier aufgebrochen, jedoch aus unterschiedlichen Gründen. Elise hatte das Frohlocken der Lehrer und unentwegtes Anstoßen auf die neue aufregende Zeit als Lehrerin nicht mehr ertragen. Sie mochte zudem kein Bier, das es hier in jeder Schenke gab und heute ausnahmsweise nicht nur Mannsvolk serviert wurde. Vom eigens für diesen feierlichen Anlass auf den Tisch gezauberten Rehbraten mit Bamberger Hörnla hatte sie kaum etwas heruntergebracht, obwohl sie diese wohlschmeckenden kleinen Kartoffeln normalerweise gern aß. Dass Wilhelmine stets von einem Hausangestellten abgeholt wurde und es sich nicht gehörte, ihn warten zu lassen, war für Elise der ideale Anlass zum Aufbruch gewesen. Es hatte genügt, vorzugeben, dass Wilhelmine sie nach Hause bringen würde. Natürlich hätte sie das auch getan, doch Elise hatte sich bewusst dagegen entschieden und stattdessen eine der Kutschen herbeigewunken, die häufig an der Anlegestelle vorbeikamen, um Passagiere aufzuklauben. Was brachte es, den unvermeidlichen Abschied mit einer gemeinsamen Kutschfahrt schmerzhaft in die Länge zu ziehen? Elise brauchte auch Zeit für sich, um etwas zur Ruhe zu kommen und sich von den vielen Umarmungen zum Abschied zu erholen. Die gut zwanzigminütige Kutschfahrt nach Hause machte ihr aber auch klar, dass sie künftig nicht mehr so oft in deren Genuss kommen würde und sich daher kaum noch Gelegenheiten ergeben würden, Ferdinand klammheimlich zu sehen. Vater und auch ihre Schwester waren zwar darüber im Bilde gewesen, wie lange der Unterricht dauerte, doch oft genug war sie später heimgekommen. Das hatte an Exkursionen oder Besuchen an Schulen gelegen, um die Luft des bevorstehenden Alltags zu schnuppern. Es war bisher also nie aufgefallen, mal früher, mal später anzutanzeln. Elise überlegte daher fieberhaft, wie sie es wohl künftig anstellen sollte, sich glaubhaft davonzustehlen. Vor allem am frühen Abend, denn Ferdinand arbeitete von morgens bis um fünf, und das auch noch bei Weber, einem Bauern, der Vater mit seinen Zuckerrüben ordentlich Konkurrenz machte. Sie könnte vorgeben, ihre Kameradinnen zu besuchen. Das würde ihr Vater abnehmen. Einige hatten eine Stelle in der Gegend

angenommen, aber nur zwei blieben direkt in Bamberg. Sie darum zu bitten, auf Nachfrage zu bestätigen, dass sie einige Stunden mit ihnen verbracht hatte, damit daheim niemand Verdacht schöpfte, kam nicht infrage, denn ausgerechnet mit diesen beiden hatte Elise sich nie sonderlich gut verstanden. Sie könnte Einkäufe tätigen. Vater erwartete ja, dass sie im Betrieb mithalf, bis auch sie in den Hafen der Ehe einlaufen würde.

Konnte der Kutscher nicht etwas langsamer fahren? Elise kam kaum nach, die Flut an Problemen, die auf sie zukamen, einigermaßen zu ordnen. Dazu gehörte ja auch, in welcher Form sie sich künftig in den elterlichen Betrieb einbringen konnte. Vielleicht gab er ja noch nach und nahm ihre Vorschläge ernst, wie er den Familienbetrieb wieder auf Vordermann bringen konnte. Er musste doch selbst am besten wissen, was man alles aus Lakritz machen konnte. Feine Confiserie zum Beispiel. Elise dachte augenblicklich an ihre Zeit im Internat zurück und an Madame Regnier, ihre belgische Lehrerin für Hauswirtschaftskunde. Sie hatte ihren Schülern das Geheimnis guter belgischer Pralinen verraten und sie deren Zubereitung gelehrt. Lakritz schuf genau wie exotische Gewürze ungewöhnliche Geschmackskontraste. Bei ihren kulinarischen Experimenten waren Kreationen herausgekommen, die die feine Bamberger Gesellschaft ihnen aus der Hand reißen würde. Aber nein. Schnöde Lakritztaler mussten es sein.

Als die Kutsche das kleine Wäldchen hinter sich gelassen hatte und auf einen Weg bog, der direkt durch ihre Felder auf ihr Haus zuführte, wunderte Elise sich darüber, warum heute so viele Arbeiter mit Hacke und Pflug auf dem Feld zugange waren. Anders waren die fingerbreit dicken Wurzeln der Staudenpflanze ja nicht aus der Erde zu kriegen, weil sie sich bis zu einem Meter tief darin eingruben und ihre Ausläufer meterlang und weitverzweigt sein konnten. Zwei der Arbeiter sammelten dickes Wurzelwerk mit einer Egge auf und luden es auf einen Karren. Sie hatten das Feld doch erst kürzlich geerntet. Wieso gruben sie nun gleich alles aus? Auch die Hauptpfahlwurzeln. Hatte Vater etwa vor, das ganze Feld neu anzusäen und fortan wie Weber Zuckerrüben anzubauen?

»Halten Sie kurz an!«, rief sie dem Kutscher zu. Elise musste einfach wissen, was hier vor sich ging. »Wieso reißt ihr alles heraus?«, fragte sie einen der Arbeiter, der in unmittelbarer Nähe der Kutsche stand.

»Der Wurzeltöter. Das ganze Feld ist befallen«, erklärte der kräftig gebaute und von Kopf bis Fuß mit Erde eingedreckte junge Bursche, einer der Wurzelschneider, die normalerweise vom Spätherbst bis hinein ins Frühjahr bei der Ernte halfen. Elise kannte ihn vom Sehen.

»Aber die Pflanzen wirken doch gesund«, erwiderte sie, weil sie an den zarten jungen Blättern eines Strauches direkt neben der Kutsche auf den ersten Blick keinen Schädlingsbefall erkennen konnte. Erst bei genauerem Hinsehen bemerkte sie die braunen Ränder, und dass sich einige Blätter kräuselten.

»Weiter hinten ist schon alles hinüber. Auch die Mutterpflanzen müssen raus«, sagte er und deutete auf das andere Ende des Feldes, wo ebenfalls Arbeiter damit beschäftigt waren, dem Boden jeden Strauch zu entreißen.

Heute Morgen beim gemeinsamen Frühstück hatte es noch geheißen, dass nur ein Teil der Ernte dem Frost zum Opfer gefallen sei und sich die Schäden sicher in Grenzen halten würden. Zumindest Hermann war davon überzeugt gewesen. Das waren ja goldene Aussichten, denn wenn das große Feld keine Ernte mehr hergab, sah es auch mit ihren eigenen Zukunftsplänen zappenduster aus.

Amalies Sorge um den Gesundheitszustand ihres Vaters war momentan größer als die um ihren Betrieb. Aller Voraussicht nach standen ihnen harte Zeiten bevor. Wenn sie bereits selbst unbearbeitetes Lakritz zu sich nahm, um ihren nervösen Magen zu beruhigen, läuteten auch bei Hermann die Alarmglocken. Eigentlich hatten sie nach Einweisung der Wurzelschneider vorgehabt, gemeinsam mit Vater im Salon über die Anpassung der Produktion an die neuen Gegebenheiten und den Zukauf von chinesischem Süßholz zu

sprechen, doch er hatte sich hingelegt, was er normalerweise nur dann tat, wenn er von einem harten Arbeitstag oder einer längeren Reise erschöpft war. Er sollte sich viel häufiger ausruhen, denn Hermann war in der Lage, ihn in allen Firmenbelangen zu vertreten. Amalie schätzte ihn besonders dafür, dass er auch ihr Halt gab, was sie in ihrer Entscheidung, Hermann zu ehelichen, in den letzten Monaten bekräftigt hatte. Er saß seelenruhig am Sekretär im Wohnzimmer und besah sich die Auftragsbücher, um festzustellen, ob sie aus den Lagerbeständen überhaupt noch genug Lakritz produzieren konnten, um die Apotheken mit Lakritzblöcken zu beliefern. Amalies Aufgabe war es dann, auszurechnen, wie viel sie mindestens absetzen mussten, um alle laufenden Kosten zu decken. Sie hatte sich aber eigentlich vorgenommen, noch einige letzte Einladungskarten für die Hochzeitsfeierlichkeiten kommende Woche zu schreiben und sich zu diesem Zweck an den großen Tisch im Salon begeben. Vater war nämlich der Meinung gewesen, dass sie zu wenige Leute geladen hatte. Für ihn war die Hochzeit vermutlich mehr, als seine Tochter in guten Händen zu wissen. Er wollte mit Sicherheit ein Zeichen setzen. Seht her! Das Imhoff-Imperium wird nicht untergehen und bald einen Erben haben. Hermann hatte ihm den großmundig versprochen. Mutter war dieses Versprechen, das Hermann vor ein paar Tagen zu Tisch hatte fallen lassen, aufgestoßen, denn man sollte den Tag ja nie vor dem Abend loben, auch wenn Amalie gesund sei und zu erwarten war, dass sie nach der Eheschließung schnell in andere Umstände geraten würde. Mutters Ansicht nach brachte es Unglück, Dinge zu versprechen, die nur der Herrgott in der Hand hatte.

Amalie betrachtete die vor sich ausgebreiteten und noch unbeschriebenen Hochzeitskarten und stellte fest, dass sie sich auch zum Schreiben weiterer Einladungen momentan nicht aufrufen konnte. Sie griff stattdessen zur Teekanne und goss sich etwas nach.

»Magst du auch noch eine Tasse, Hermann?«

Er drehte sich um, verneinte und schenkte ihr dabei ein aufmunterndes Lächeln. In solchen Momenten wie diesem war es für Amalie vorstellbar, dass sie sich näherkamen als bisher üblich, nah genug, um ein Kind zu zeugen. Das Wirken des Herrgotts allein reichte ja nicht, um eines zu empfangen.

»Du machst dir zu viele Gedanken«, hatte Mutter ihr versichert, weil sie bei ihr nachgefragt hatte, wie sie sich in der Hochzeitsnacht zu verhalten habe.

»Lass dich von ihm küssen. Alles andere kommt ganz von allein. Der Ruf der Natur. Du wirst sehen«, hatte es geheißen. Amalie hoffte, dass sie recht behalten würde, denn nach den wenigen Küssen, die sie bisher mit Hermann getauscht hatte, war denkbar wenig in ihr passiert. Manchmal ein leichtes Kribbeln in den Lenden. Gelegentlich ein Gefühl der Wärme und Nähe, jedoch nicht das, was sich vom Hörensagen normalerweise bei Verliebten einstellte. Weder überbordende Gefühlswallungen, von denen sie in Goethes Leiden des jungen Werther gelesen hatte, noch Herzklopfen – Mutters Einschätzung nach ein untrügliches Zeichen für die große Liebe. Andererseits war Amalie froh, dass sie nicht so lüstern war wie eine Dirne. Es schickte sich nicht für eine Dame und schon gar nicht für eine Geschäftsfrau, die eher der Vernunft zugeneigt sein sollte.

»Hat sich Minna etwa auch hingelegt?«, fragte Hermann unvermittelt.

»Sie wird sich um Vater kümmern. Vielleicht bringt sie ihm Tee und Kekse.« Wo sonst sollte ihre Mutter stecken? Zuletzt hatte sie sie bei Mathilde in der Küche gesehen, Mutters Zufluchtsort bei Problemen. Davon hatten sie im Moment ja genug. Vermutlich hatte sie deshalb gemeinsam mit Mathilde Kekse zubereitet.

Hermann gab sich damit zufrieden und widmete sich wieder den Auftragsbüchern, aus denen er sich Notizen auf einen Block niederschrieb.

Amalie nippte an ihrem Tee und versuchte, sich dabei zu entspannen. So viele Veränderungen standen an. Elise würde ab morgen wieder den ganzen Tag im Haus sein. Noch war überhaupt nicht klar, was sie hier tun sollte, vor allem jetzt, wo nahezu die

gesamte nächste Ernte weggebrochen war. Amalies umherschwirrender Blick verding sich an dem Gemälde, das über dem Kamin des Salons hing. Vater hatte es in jungen Jahren bei einem Bamberger Künstler in Auftrag gegeben. Es bildete sein Lebenswerk ab, sein Lakritzimperium, wie er es gern nannte. Zu Recht, denn die Firma Imhoff gab es bereits seit über zweihundert Jahren. Ein Traditionsunternehmen und seinerzeit mit Sicherheit die erste Adresse für Süßholzprodukte. Und das weit über die Landesgrenzen hinaus. Das Gemälde erweckte diese glorreiche Zeit zum Leben. Die Fassade ihres zweistöckigen Fachwerkhauses musste damals genauso ausgesehen haben, nur das Satteldach war neu und natürlich der Anbau, ein zweites Fabrikgebäude mit Lagerräumen, die in guten Jahren randvoll mit ihrem Süßholz gefüllt gewesen waren. Ein Teil des Gebälks hatte Vater originalgetreu restaurieren und ersetzen lassen, was viel Geld verschlungen hatte. Es sollte herrschaftlich aussehen und doch kein Herrenhaus aus Stein sein, wenngleich sein Innenleben mit Möbeln aus edlen Hölzern, Brokatvorhängen und Ölgemälden der hiesigen Landschaft wie in einem Jagdschloss daherkam. Amalie riss sich vom Anblick des Anwesens aus vergangenen Tagen los. Viel wichtiger war es, an die Zukunft zu denken. Da fiel ihr ein, dass sie Karl Furtenbach unbedingt noch auf die Gästeliste setzen musste. Der Bankier war nämlich ein wichtiger Baustein für die Zukunftsplanung, denn ohne einen Kredit würden sie kein Süßholz aus dem Ausland ankaufen können, um ihren Lieferverpflichtungen nachzukommen. Dummerweise kannte Furtenbach die Ertragslage der Firma genauso gut wie sie selbst, doch er war ihnen wohlgesonnen, mehr als für einen Bankier üblich. Angeblich hatte er Vater sogar in Aussicht gestellt, sich an seinem Betrieb zu beteiligen, was angesichts der gegenwärtigen Lage nun wohl vom Tisch sein dürfte. Es sei denn, Elise würde sein offensichtliches Werben um sie zu würdigen wissen. Wofür sonst sollte ihre teure Ausbildung denn gut gewesen sein? Einen Lenz mit Schöngesterei hatte sie sich jahrelang gemacht. Höchste Zeit, sich den Pflichten des Lebens zu stellen. Amalie schämte sich zugleich dafür, dass sie bereits wie ihr Vater daran dachte, Elise den

Bankier schmackhaft zu machen, zum Wohle der Firma. Doch heiratete sie Hermann denn nicht letztlich aus dem gleichen Grund? So ein abwertender Gedanke sollte kurz vor einer Eheschließung nicht in einem aufkeimen. Amalie spülte ihn mit einem Schluck Tee sogleich hinfort.

Elise war froh, dass ihr Mutter als Erstes im Haus begegnete. Als sie Elise an der Tür bemerkte, nahm sie die letzten Treppenstufen so schwungvoll, dass ihr schwarzer Glockenrock dem Namen alle Ehre machte. Für ihr Alter war sie noch recht rüstig, auch wenn der Dutt sie älter machte und ihr eine äußere Strenge verlieh, die aber ganz und gar nicht ihrem Wesen entsprach.

»Meine Elise. Ab heute eine waschechte Lehrerin«, begrüßte sie ihre Tochter und nahm sie erst einmal in den Arm. Das war Mama. Herzlich und aufrichtig.

»Ich bin froh, dass ich dich jetzt wieder mehr um mich habe«, fuhr sie fort, ließ von ihr ab und musterte sie. »Und du bist dir wirklich ganz sicher?«

Mutters Frage überraschte Elise keineswegs, denn noch am Vorabend hatten sie erneut über ihre Entscheidung, nicht doch an einer höheren Mädchenschule zu unterrichten, gesprochen. Mit Mama konnte man offen reden.

Elise nickte.

»Elise?«, tönte es vom Salon. Amalie musste wohl mitbekommen haben, dass ihre Schwester im Haus war.

»Eigentlich hätten wir ja heute einen Grund zu feiern, aber Vater fühlt sich nicht wohl. Das große Feld ... Es ist von einem Parasiten befallen. Das macht ihm sehr zu schaffen«, erklärte ihre Mutter.

»Ich hab die Arbeiter draußen gesehen. Das ganze Feld?«

Mutter nickte. Ihr Lächeln verflüchtigte sich. »Lass uns reingehen. Du musst uns von der Feier erzählen«, verlangte Mutter.

Amalie stand bereits Spalier. Hermann ließ von irgendwelchen Büchern ab und erhob sich ebenfalls.

»Meine kleine Schwester«, sagte Amalie kopfschüttelnd. Ihr Tonfall klang alles andere als abwertend oder verniedlichend. Elise glaubte, sogar Stolz und Anerkennung herauszuhören.

»Muss man dich jetzt mit Fräulein Imhoff ansprechen?«, fragte Hermann, der sich zu Amalie gesellt hatte und seinen Arm um ihre Hüfte legte.

»Untersteh dich, auch wenn ich zugegebenermaßen eines bin. Du wirst den Titel ja bald verlieren«, sagte Elise an ihre Schwester gerichtet.

»Ja, wie mir scheint, wird sich hier im Haus einiges verändern«, erwiderte Amalie. Warum sie dabei so sorgenvoll klang, erschloss sich Elise nicht.

»Das Gute an deiner Ausbildung ist doch, dass du etwas in der Hand hast, etwas Solides. Für alle Fälle«, merkte Hermann an.

Elise registrierte Amalies irritierten Blick, vermutlich, weil ihre Schwester nichts in der Hand hatte, sah man von ihrer Berufserfahrung als Buchhalterin im väterlichen Betrieb ab. Hoffentlich ritt Hermann nicht weiter darauf herum, denn Elise wusste, dass ihre Schwester sie insgeheim darum beneidete, einen Beruf erlernt zu haben, der es ihr ermöglichte, finanziell unabhängig zu sein. Wenngleich man sich dafür in andere Abhängigkeiten begeben musste. Alles hatte im Leben anscheinend seinen Preis.

»Wir sollten zur Feier des Tages einen guten Wein aus dem Keller holen«, schlug Mutter vor.

»Nicht meinetwegen. Man hat mich heute Nachmittag bereits dazu genötigt, Bier zu trinken. Es gibt ja eigentlich gar nichts zu feiern«, stellte Elise zur Ernüchterung ihrer Mutter fest.

»Wenigstens Tee?«, fragte Amalie nach.

»Da sag ich nicht Nein.«

»Oh, ich denke, Joseph hat mitbekommen, dass die Familie wieder vollzählig ist.«

Hermann hatte die Schritte von der Treppe als Erster gehört.

»Er ist etwas angeschlagen«, warnte Amalie ihre Schwester vor.

»Ich habe die Auftragsbücher durchgesehen. Wir müssen zum ersten Mal in der Firmengeschichte Süßholz beziehen, um überhaupt unseren Verträgen nachzukommen. Nur noch ein Feld ohne Befall. Das reicht nicht«, sagte Hermann.

»Gottlob das beste«, sagte Mutter mit gutem Grund, denn die dort gewonnene Ernte war auch Vaters Ansicht nach hochwertiger, weil deren Wurzeln mehr Süße enthielten.

»Und was machen wir daraus? Lakritztaler?« Elise stellte es wie einen Vorwurf in den Raum. Die aktuelle Krise schien ein guter Zeitpunkt zu sein, um ihre Idee, andere Produkte aus dem Süßholz herzustellen, aufs Neue ins Spiel zu bringen. »Ich könnte mich an den Lakritzpralinen versuchen!«

»Du weißt doch, was dein Vater davon hält«, wandte Hermann ein.

»Ich finde Elises Vorschlag durchdenkenswert. Gerade jetzt.« Dass Amalie ihr zur Seite sprang, überraschte sie. Vermutlich tat sie das aber auch nur, weil Vater nicht anwesend war. Am Ende sah Amalie darin aber auch eine Chance, denn das kleine Feld gab genug her, um Köstlichkeiten aus Lakritz herzustellen. In Paris schossen Confiserien wie Pilze aus dem Boden, das wusste Elise aus der Zeitung. Warum um alles in der Welt sollte so etwas nicht auch in deutschen Landen florieren?

»Aber Lakritzpralinen? Die Leute hier sind doch viel zu bürgerlich und eingefahren«, überlegte Hermann laut.

»Hermann hat recht«, kam es von der Türschwelle. Vater war also bereits im Bilde. Elise war sich nicht sicher, ob sie in Anbetracht seines eher schroffen Tonfalls weiterhin auf diesem Thema herumreiten sollte. Sie entschied sich aber doch dafür.

»Du hast doch selbst gesagt, dass der Umsatz der Lakritztaler zurückgegangen ist. Ich könnte mich einbringen«, schlug Elise vor.

»Mit dem bisschen Erfahrung aus deiner Schulzeit? Wir sind keine Confiserie, Kind«,
ermahnte sie ihr Vater.

»Wollen wir es uns nicht erst einmal alle bei einer Tasse Tee gemütlich machen?«,
schlug Mutter vor, sichtlich darum bemüht, Vater milde zu stimmen.

»Ich habe doch jetzt Zeit und unser Süßholz eignet sich vorzüglich für Süßwaren. Lasst
es mich doch wenigstens versuchen. Ich brauche nur eine geringe Menge«, setzte Elise
nach. Wann, wenn nicht jetzt, sollte sie versuchen, ihn umzustimmen? Die Zeiten standen
sowieso auf Umbruch.

»Es könnte doch nichts schaden, wenn Elise sich daran ausprobiert.«

Elise rechnete Amalie hoch an, dass sie ihr in dieser Angelegenheit zur Seite stand, wo
sie doch sonst immer Vaters Meinung vertrat. *Ausprobieren* wäre zumindest ein erster
Schritt.

»Papperlapapp! Wir sind ein Großbetrieb und wir schaffen das auch ohne so einen
Kokoloeres.«

»Aber in Paris ...«

»Wir sind nicht in Paris!« Vater schnitt Elise das Wort ab und ging schnurstracks zu
seinem gepolsterten Lesesessel, in den er sich schraubend fallen ließ.

»Einen Tee, Vater?« Amalie sah wohl ein, dass es keinen Sinn mehr hatte, ihn weiterhin
damit zu bedrängen. Elise hingegen biss sich trotzig fest, denn aus Vaters jüngst
geäußerten, aber ziemlich vagen Vorstellungen, ihm und Hermann beim Vertrieb des
Rohlakritz zur Hand zu gehen, weil eine junge und charmante Frau so manchen Abnehmer
mit ihrer Anmut bezirzen konnte, wurde ja wohl mangels Süßholz nun nichts mehr. Und
weil er so bockig reagierte, war es um ihre Anmut im Moment sowieso geschehen.

»Was soll ich denn sonst hier machen?«, fragte sie zwar an ihren Vater gerichtet, aber
letztlich in die Runde.

»Ach Kind. Wir haben hier doch genug zu tun«, versuchte ihre Mutter zu vermitteln.

»Da findet sich schon was. Mutter hat recht«, sagte Vater und ließ sich von Amalie den Tee servieren.

Elise verstand Mutters mahnenden Blick und ihre heimliche beschwichtigende Geste. Das sollte so viel heißen wie »Ich rede mit ihm. Wird schon werden.« Wenn jemand Vater zu irgendetwas bewegen konnte, was ihm gegen den Strich ging, dann sie. Insofern beließ Elise es doch dabei. Amalie warf ihr einen mitleidsvollen Blick zu und auch Hermann sah etwas betreten aus der Wäsche.

»Berichte uns von deinem letzten Tag. Ich bin neugierig darauf, was die anderen machen. Wollte Wilhelmine nicht nach Berlin gehen?« Erneut war es Mutter, die eine angespannte Stimmung, wie Elise sie schon so oft im Haus erlebt hatte, geschickt in Luft auflöste.

»Ach. Berlin. Hermann, versprich mir, dass wir eines Tages dort hinfahren werden. Allein schon wegen der Theater und Cabarets.« Amalie griff Mutters Faden dankbar auf.

»Das wäre doch eine wunderschöne Hochzeitsreise«, schlug Elise versöhnlich vor.

Vater sah Elise entgeistert an, obwohl sie es doch nur gut gemeint hatte.

»Ich fürchte, die müssen wir angesichts der aktuellen finanziellen Lage noch etwas verschieben«, sagte Hermann, woraufhin Vater sich wieder entspannte und schlussendlich seinen Tee trank.

Alle spurten und wagten nicht, ihm zu widersprechen. Hermann ja sowieso. Nachdem Amalie ihr nun auch eine Tasse Tee eingeschenkt hatte und sie ihr reichte, nahm Elise auf dem Sofa Platz. Es gab ja genug von ihrem letzten Tag zu berichten. Das fühlte sich im Moment sogar richtig an, denn zugleich, so nahm Elise sich vor, war dies der letzte Tag, an dem alle im Haus nach seiner Pfeife tanzten. Sie war zurück. Die Zeiten änderten sich, also musste sich auch in ihrer Familie etwas ändern.